

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 115 (1949)

Heft: 3

Artikel: Stalingrad : das Schicksal der 6. deutschen Armee (Fortsetzung)

Autor: Selle, Herbert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-21696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

eine Reihe von Feuern handeln, nach Möglichkeit um Feuerkonzentrationen aller vorhandenen Artillerie. Selbstverständlich wäre das eine oder andere Feuer vielleicht nicht zeitgerecht am richtigen Ort. Aber es ist sicher besser, einmal zu viel zu schießen als zu wenig. Es wäre dadurch gesorgt, daß in kritischen Augenblicken etwas geschieht, auch wenn die Verbindungen unterbrochen sind und die Situation noch ungeklärt ist.

Aus den vorliegenden Ausführungen geht deutlich hervor, daß alles von den *Verbindungen* abhängt. Nach den Kriegserfahrungen sind die Funkverbindungen sicherer als Telefonverbindungen. Wir benötigen bei der Artillerie daher dringend gute Funkgeräte: Kleine, handliche Geräte für die vordersten Kommandoverbindungen, stärkere, zuverlässige Geräte für die Verbindung nach rückwärts zu den Stellungen. Es besteht die berechtigte Hoffnung, daß wir in absehbarer Zeit solche Geräte erhalten werden.

Stalingrad

Das Schicksal der 6. deutschen Armee

Von Oberst Herbert Selle

II.

(Fortsetzung)

Verbot des Durchbruchs der 6. Armee

General *Paulus* hatte am 21. 11. 42 sofort nach seiner Landung in Pitomnik die Kommandierenden Generale Heitz (VIII. A.K.), Strecker (XI. A.K.), Hube (XIV. Pz.A.K.), v. Seydlitz (LI. A.K.) und Jänicke (IV. A.K.) um sich versammelt, um Lage und Entschluß mit ihnen zu besprechen. Die Armee war von einem Ring umschlossen, dessen Linienführung etwa folgendermaßen verlief: Stalingrad - Rynok, Orlowka, Konnaja, südlich Kotluban, ostwärts Wertjatschij, ostwärts Peskowatka, westlich Dimitrijewka, westlich Marinowka, Zybenko, Stalingrad Süd.

Die Lage war in keiner Weise hoffnungslos. Der *Entschluß* war klar: Den *Kessel zu sprengen*. Er fand seinen Niederschlag in etwa folgendem Befehl, um dessen Genehmigung das O.K.H. auf dem Funkwege gebeten wurde. Es schien eine rein äußerliche Formsache, denn an der Billigung war nicht zu zweifeln.

«6. Armee tritt am 25. 11. nach Bereitstellung mit stark zusammengefaßten Kräften vom Südwestbogen des Einschließungsringes zum Angriff an. Ziel: Durchbruch und Vereinigung mit den im Don - Tschirbogen kämpfenden deutschen Verbänden. Der Kessel hat sich durch eine Panzerschleuse von allen Truppen und nicht zu entbehrendem Gerät zu entleeren».

Der *Aufmarsch* begann. Unsere Panzer hätten, bei schärfster Zusammenfassung der Kraftstoffvorräte, vollmunitioniert in die Bereitstellung gehen können. Alles brannte darauf, nicht um irgendein operatives Ziel, sondern um die Freiheit zu kämpfen. Dieses Bewußtsein stärkte Angriffswillen und Kampfgeist. Der Entschluß von General Paulus, mit seiner Armee auszubrechen, findet im Führerhauptquartier die einmütige Unterstützung des Chefs des Generalstabes, General Zeitzler. Aber vergebens dringt dieser auf Hitler ein, der die alte Front an Don und Wolga wiederhergestellt wissen will. Hitler geht dabei in seinem Dilettantismus von einer völlig verkehrten Lagebeurteilung aus. Denn um die 6. Armee zu entsetzen und die Lage am Don wiederherzustellen, waren Kräfte notwendig, die vorerst nicht verfügbar waren. Sie standen im Kaukasus und am Terek in schwerstem Abwehrkampf oder – befanden sich am sogenannten «Atlantikwall» in Frankreich. Sie konnten frühestens von Mitte Januar an eintreffen. Wie es aber bis dahin in dem Raum zwischen Don und Charkow aussehen würde, ahnte derjenige nur zu gut, der in den letzten Tagen den Zusammenbruch der bundesgenössischen Front beiderseits Stalingrad an Ort und Stelle miterlebt hatte. So trifft am 23. II. die Antwort vom OKW. ein: 6. Armee verbleibt in der Festung, richtet sich zur Verteidigung ein und *wartet Entsatz von außen ab*.

Der Befehl wirkte wie ein Faustschlag, bedrückend und lähmend legte es sich auf alle Gemüter. Was war zu tun? Gehorchen... Nur Seydlitz opponierte. Er war für das Losschlagen um jeden Preis, schließlich auch nur mit einer geringen Zahl von Panzern, wenn es der Masse an ausreichendem Treibstoff fehlte. Er hatte «Kesselerfahrung» von Demjansk her, dessen Entsatz ihm das «Eichenlaub» eingebracht hatte. Sein Gegenspieler war General Schmidt, der Chef des Stabes. Paulus beugte sich dessen Einfluß. Die Bereitstellungsbewegungen erstarben; die Einrichtung zur Einigelung begann. Es war ein müßiges Unterfangen. Die Erde war tief gefroren, der Schnee lag hoch. Der Spaten versagte, schweres Schanzzeug fehlte. Die Truppe klemmte sich an die Regenrinnen oder legte sich mitten in den Schnee. Das erbarmungslose Ringen mit dem weißen Tod begann. Es war umso grausamer, als die Winterbekleidung zum großen Teil nicht nachgeschoben worden war. Dazu kam die allmählich knapper werdende Verpflegung. Die Rationen waren bereits zweimal erheblich gekürzt worden. Die Versorgung auf dem Luftwege war von Beginn an völlig unzureichend; sie wurde schließlich zu einer Farce.

In der entscheidenden Besprechung im O.K.W. über das Schicksal Stalingrads hatte Göring – gegen den Willen seines Generalstabschefs General der Flieger Jeschonnek – in verbrecherischer Großspurigkeit versichert, daß die Luftwaffe die «Festung» *auf dem Luftwege ernähren* könnte.

Daraufhin wurde dann von Hitler das Ausharren befohlen. Eine ganz einfache «Milchmädchenrechnung» ließ indessen erkennen, daß die Luftwaffe dazu gar *nicht imstande* sein konnte, wie folgende Überlegungen beweisen mögen:

Um die 6. Armee zu versorgen, waren täglich 750 Tonnen Nachschubgüter aller Art, das heißt Verpflegung für Mann und Pferd, Munition, Treibstoff usw. als Mindestbedarf erforderlich. 750 Tonnen ist die Menge, die ein Güterzug von 120 Achsen befördern kann. Eine Ju 52 trägt eine Tonne Last. Da wir 750 Ju's überhaupt nie besessen haben, mußten Kampf- und Zerstörerflugzeuge vom Typ Me 110 und He 111, die aber nur eine halbe Tonne Tragvermögen hatten, herangezogen werden. An jedem Tage mußten also mindestens 1000 Flugzeuge nach Stalingrad einfliegen. Das bedeutete den Gesamteinsatz von etwa 2500 Maschinen (Ablösung, Pflege, Verschleiß, Ausfall durch Feindeinwirkung usw.) und damit selbstverständlich die Entblößung aller Fronten, da die Masse der Me 110 und He 111 für ihre eigentlichen Zwecke ausfallen mußte. Auf die Frage der Eigenversorgung dieser 2500 Flugzeuge mit Treibstoff und Ersatzteilen, der Landemöglichkeiten auf den beiden Flugplätzen des Kessels Pitomnik und Gumrak, soll nicht eingegangen werden. Tatsache ist, daß von dem Tage der Einschließung ab täglich nicht 1000, nicht 500, nicht 300 oder 100, sondern in den ersten Tagen *50 bis 70 Flugzeuge landeten*, deren Zahl aber bald *auf 15 bis 25 sank*. Nach dem Ausfall Pitomniks (12. I. 43) konnten wir glücklich sein, wenn die wenigen Maschinen, die uns überhaupt anfliegen, nicht sämtlich Versorgungsbomben abwarfen, sondern vereinzelte Flugzeugführer den Mut zur Landung fanden. Hinter diesen erschütternden Zahlen, vor denen jede Kunst Hitlerschen Bluffs versagen mußte, ist die grauenhafte Tragödie Stalingrad zum wesentlichen Teil verborgen. Jeschonnek, der ebenso befähigte wie charaktervolle Chef des Generalstabes der Luftwaffe, der Göring nachdrücklich genug vor der leichtfertigen Zusicherung gewarnt hatte, erschob sich. Sein Herr und Gebieter zog die Folgerungen nicht. Es hatte nichts zu bedeuten, daß er von da ab erheblich in der allerhöchsten Gunst sank und zu den entscheidenden Lagebesprechungen überhaupt nicht mehr zugezogen wurde. Die letzte Verantwortung blieb bei Hitler; er konnte die oben ausgeführten Überlegungen selbst anstellen, so sehr er auch des Verständnisses für den Zusammenhang zwischen Operation und Versorgung ermangelte.

Um die Monatswende November/Dezember brach die *4. Panzerarmee* unter Generaloberst *Hoth* aus dem Raum nördlich Rostow donaufwärts, mit ihrem linken Flügel an den Strom gelehnt, zum Entsatz der 6. Armee auf. Hinter dem hochtönenden Namen «4. Panzerarmee» ver-

bargen sich, wie man wissen mußte, am Ende aber nur 4 angeschlagene Panzer- und 2 mitgenommene motorisierte Divisionen, darunter die 6. und 23. Pz.Div. und SS.Div. Wiking. Indessen befanden sich diese Kräfte, die zum Teil aus der Kaukasusfront herausgelöst waren, in zunächst erfreulich zügigem Vorgehen nach Norden. Das A.O.K. 6 fürchtete zwar um Hoth's ungedeckte, gegen die Kalmückensteppe zu offene Flanke, verfolgte aber mit atemberaubender Spannung den erfolgreichen Angriff ostwärts des Don nach Norden, der schließlich auf unsere im Raum südlich Marinowka stehenden Divisionen treffen mußte.

Generaloberst Hoth stand am 19. Dezember mit seinen Panzerspitzen nur noch etwa 50 km von unserem Südwestsattel entfernt an einem Flußabschnitt, dem Sal. Zeitzler (Chef des Generalstabes des Heeres) erreichte, daß Hitler bei der 6. Armee anfragte, ob sie imstande wäre, die Entfernung zwischen sich und Hoth durch eigenen Angriff zu überbrücken. Dies wäre natürlich ohne weiteres möglich gewesen, aber Hitler knüpfte an diese Operation die unglaubliche Bedingung, daß die Armee gleichzeitig Stalingrad fest in der Hand behalten müsse!! Hier artete militärischer Dilettantismus in verbrecherischen Frevel aus. General Paulus funkte zurück, daß die Armee bei einer solchen Voraussetzung im Vorgehen nach Süden höchstens einige Kilometer gewinnen könne. Es ist kein Zweifel, daß er jetzt hätte handeln müssen! Aber er konnte sich aus den Bindungen altüberlieferter Auffassungen nicht lösen; er fand den Mut zum entscheidenden Schritt nicht. Er gehorchte... Er gehorchte dem offensichtlich ins Chaos und daher ins Gesetzlose führenden Befehl mehr als der Stimme in seiner eigenen Brust, die in ihm angesichts der Verantwortung für das Leben und Sterben von dreihunderttausend Soldaten laut geworden war.

Was die Armee befürchtet hatte, traf wenige Tage später ein: Generaloberst Hoth wurde in Höhe von Kotelnikowo von stark überlegenen russischen Kräften in seiner tiefen Flanke angepackt. Er konnte sich der drohenden Umklammerung und Vernichtung nur durch ein beschleunigtes Absetzen entziehen, das in der Schnelligkeit seiner Durchführung kaum noch die Grundzüge des hinhaltenden Kampfes zu wahren vermochte. Diese Wende hätte bei gleichzeitigem Antreten der 6. Armee niemals eintreten können. Sie wäre zu einem solchen Angriff auch jetzt noch – Mitte Dezember – durchaus fähig gewesen, wenn auch ihre Kampfkraft gegenüber dem ersten möglichen Ausbruch am 25. November durch Verluste, Hunger und Kälte inzwischen geschwächt worden war. Damit schien aber vorerst jede weitere Möglichkeit auf einen Entsatz von außen gescheitert. Es mußte daher von allen, die Einblick in die wahre Lage hatten, als eine Herausforderung aufgefaßt werden, als *Hitler* uns am Neujahrstage 1943 einen Funk-

spruch des Inhalts schickte, die 6. Armee könne sich felsenfest darauf verlassen, daß alles geschähe, um sie sobald wie möglich zu befreien. Auch General der Flieger Freiherr v. Richthofen, Kommandierender General des mit der Armee auf Zusammenarbeit angewiesenen VIII. Fl.A.K., glaubte, uns in einem Funkspruch am gleichen Tage aller seiner Anstrengungen, uns zu helfen, versichern zu müssen. Wir verstanden es nicht, daß das Führertelegramm der Truppe durch Armeebefehl bekanntgegeben wurde. Es mußte völlig falsche Vorstellungen erwecken.

Nur in kleinstem Kreise tauschten wir unsere quälenden Gedanken und Sorgen aus. Wir glaubten schon lange nicht mehr an Hitler. Seine Befehle an uns bewiesen uns, daß diesem von unersättlicher Herrschgier gezeichneten Menschen jede Führungsvernuunft ebenso fehlen mußte wie der Instinkt für Maß und Ziel.

General *Hube* flog am 27. Dezember aus. Er war zum O.K.H. befohlen worden, um dort die Schwerter zum Ritterkreuz entgegenzunehmen. Hitler ließ ihn nicht wieder einfliegen, sondern befahl, daß er aus seiner Kenntnis der besonderen Verhältnisse heraus Entsatz und Versorgung der Armee von außen vorzubereiten habe. Er wurde zu diesem Zweck ebenso wie Generalfeldmarschall *Milch* von der Luftwaffe, dessen Sonderzug bei *Taganrog* stand, zur Heeresgruppe *Manstein* detachiert. Die Zusammenarbeit zwischen *Hube* und *Milch* soll nicht glücklich gewesen sein.

Seit Anfang Januar war das Einfliegen nur für Offiziere zugelassen, die für offen gewordene Bat.- und - Rgt. Kommandeurstellen bestimmt waren. Die Beschränkung mußte befohlen werden, weil es junge Offiziere genug gab, die zu ihrer alten Armee zurückwollten, um die denkwürdige Stunde ihrer Befreiung miterleben zu können. . . . So groß waren der Glaube und die Ahnungslosigkeit.

Leider fand ich als Armeenachrichtenfürher meinen Freund Oberst *Arnold* nicht mehr vor. Er war infolge siebenmaliger Verwundung den Anstrengungen in keiner Weise mehr gewachsen und daher ausgeflogen worden. Eigentlich sollte Oberst *Schrader*, der Führer des Armeenachrichtenregiments, sein Nachfolger werden, der sich außerhalb des Kessels befand. *Schrader* aber hatte unter Hinweis auf eine Krankheit gedankt. . . . Er war in der Tat nicht gesund. Daraufhin wurde er von der Heeresgruppe von einem ärztlichen Spezialisten zum anderen gehetzt und sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Nun war Nachrichtenführer Oberst *van Hofen* geworden. Er hatte bisher das Nachrichtenregiment des OKH. geführt und war sich völlig klar, was der Befehl zum Einfliegen nach *Stalingrad* für ihn zu bedeuten hatte.

Das Leben im Kessel

Die Verpflegung wurde schlechter. So mußte anfangs Januar die tägliche Brotration auf 70 g, das heißt eine dicke Scheibe Brot, herabgesetzt werden. Für je 15 Mann gab es eine 1 kg-Dose Gemüsekonserven. Auf Kartoffeln mußte schon seit Wochen verzichtet werden. Da die Pferde der Infanteriedivisionen fast alle abgeschlachtet waren, mußten die überall herumliegenden Pferdekadaver, deren «Fleisch» durch die Kälte steril geblieben war, herhalten. Da Messer hierbei versagten, mußten es Äxte tun. Wasser gab es in der Steppe nicht, daher wurde der Schnee zusammengeschaufelt und zu Wasser geschmolzen. So ernährten wir uns, von Tag zu Tag offensichtlicher zusammenfallend. Der kleine Vorrat an Knäckebrötchen, den Finckh in Nowo Tscherkassk mir mitgegeben hatte, war bald aufgebraucht.

In der ersten Januarwoche näherten sich der Nordfront *russische Parlamentäre*, die dem A.O.K. ein *Kapitulationsangebot* zu überbringen hatten. Es enthielt durchaus ehrenhafte Bedingungen für die Armee und gestattete den Offizieren sogar den Abzug unter Waffen. Es hatte aber auch den Zusatz, daß die Armee im Falle der Ablehnung binnen kurzem mit einem Angriff und Kampf bis zur völligen Vernichtung zu rechnen habe.

In den Bedingungen hieß es unter anderem: «Unter diesen Verhältnissen einer aussichtslosen Lage schlagen wir vor, zur Vermeidung unnötigen Blutvergießens folgende Kapitulationsbedingungen anzunehmen: 1. Alle eingeschlossenen deutschen Truppen einschließlich sämtlicher Stäbe, stellen sofort den Widerstand ein. 2. Sie übergeben unserer Befehlsgewalt in voller Ordnung sämtliche Wehrmachtsangehörigen mit sämtlichen Waffen und allem Gerät in unbeschädigtem Zustand. 3. Allen Offizieren und Soldaten, die den Widerstand einstellen, garantieren wir Leben und Sicherheit und nach Beendigung des Krieges Rückkehr nach Deutschland oder je nach Wunsch in ein anderes Land. 4. Allen Wehrmachtsangehörigen der kapitulierenden Verbände werden Uniform, Rangabzeichen, Orden und persönliches Eigentum, dem höheren Offizierskorps auch die Degen, belassen. 5. Alle sich ergebenden Soldaten erhalten sofort normale Verpflegung. 6. Die Verwundeten, Kranken und Frostgeschädigten erhalten ärztliche Hilfe.»

Das Angebot wurde im Armeestabe lebhaft erörtert und führte fast zur Bildung von zwei Parteien. Es lag auf der Hand, daß es der in seinen Entschlüssen völlig unfreie Armeeoberbefehlshaber auf den Druck von oben ablehnen mußte. Man hatte es schon zu oft in die Welt hinausgeschrien, dieses hysterische: «Wir kapitulieren nie». Auch die beim O.K.H. erbetene «Handlungsfreiheit» wurde verweigert. Vergeblich drängte General von

Seydlitz auch jetzt wieder zum selbständigen Losschlagen. Es geschah nichts. Der Chef des Generalstabes gab unverständlicherweise noch Weisungen an die Generalkommandos heraus, daß künftig auf Parlamentäre zu schießen sei. . . .

Mir war unklar, weshalb ich eigentlich hatte hereinfliegen müssen. Ich konnte den Bataillonen kaum oder gar nicht helfen. Nachschub an Pionierkampfmitteln, Gerät und Schanzzeug gab es überhaupt nicht. Die Stadt Stalingrad war allmählich davon völlig entblößt worden. Ich kam mir reichlich überflüssig vor, da ich überall, wohin ich auch kam, selbst die kleinsten Anforderungen ablehnen mußte. Vielleicht war das Hereinfliegen gerade der Sachbearbeiter des Armeestabes dem Bestreben des Chefs zu «danken», möglichst alle seine «Schäfchen» um sich zu haben.

Am 9. Januar befahl mich der Chef zu sich. Er rechnete mit dem russischen Angriff Ende des Monats, frühestens um den 20. Januar herum und zwar schwerpunktmäßig am Südwestbogen rittlings der Karpowka, da es dem Gegner darauf ankommen mußte, uns die in der auf Marinowka vorspringenden Nase des Karpowkatales gelegenen Unterkünfte zu entreißen und uns in die offene Steppe zu werfen. Er gab mir daher den Auftrag, nach Rücksprache mit dem für diesen Abschnitt zuständigen Generalkommando VIII. A.K. eine Sehnenstellung zu erkunden, die nach der Karte auf dem ostwärtigen Ufer der Rossoschka von Nischne Alexejewskij auf Nowo Rogatschik verlaufend zu denken war. Zu denken. . . Würde es am Ende bei der gedachten Linie nicht überhaupt sein Bewenden haben? Wie sollte jetzt in dem tief verschneiten und mannstief gefrorenen Gelände eine Stellung entstehen können?

Am nächsten Morgen – es war der 10. Januar – fuhr ich in aller Frühe los. In Dubininskij holte ich Oberst Schilling, den Korpspionierführer vom VIII. A.K., ab. Als das Auto vor seiner Kate hielt und das Motorengeräusch verstummt war, vernahm ich ein unaufhörliches, nur allzu bekanntes Wummern von Westen her. Schilling verneinte auf die Frage, ob irgendwelche Meldungen von Bedeutung vorlägen. Als wir weiter nach vorn fuhren, konnten wir das Feuer bereits im Wagen vernehmen. Kein Zweifel, der Russe trommelte. Auf dem Gefechtsstand der 76. Division herrschte schon ziemliche Aufregung. Teilweise waren die Drahtverbindungen zu den Regimentern schon unterbrochen. Die Division lag nördlich der Karpowkaniederung. Generallt. Rodenburg unterrichtete mich von einem erheblichen *Einbruch der Russen* in der Mitte seines Divisionsabschnittes; die Panzer ständen nicht mehr weit vom Gefechtsstand ab. Nun, das kannten wir von den letzten Großkampfwochen zur Genüge; dies konnte uns nicht erschüttern. Mir war klar, daß angesichts dieser Entwicklung der

Lage seit heute morgen mein ursprünglicher Auftrag überholt war. Von allen Seiten stürmten auf den Divisionskommandeur alarmierende Nachrichten ein. Rodenburg gab gelassen seine Anordnungen. Sein Ia, Oberstleutnant i. Gst. Breithaupt, war ebenfalls beherrscht und ruhig. In den jenseitigen Hang der Balka schlugen mit scharfem Knall die russischen Panzergranaten. Weißpulvrig und lehmfarbig stoben Wolken von Schnee und Steppenerde steil in die Höhe. Ich fuhr, nachdem ich mich durch das Feuer zu meinem Wagen «gelogen» hatte, zum rechten Nachbarn, dessen Abschnitt aber in gleicher Wucht von dem russischen Angriff getroffen worden war. Als ich mich gegen Mittag weiter nördlich befand, sah ich zu meiner Bestürzung, daß bereits ein in einer kümmerlichen Sowchose eingerichtet gewesener Hauptverbandplatz geräumt wurde. Geräumt? Hohlwangig und ausgezehrt standen sie am Wege, mit ihren verbundenen Gliedmaßen oder Gesichtern, auf ihre Krücken gestützt, und flehten mit erschütternden Gebärden vorüberkommende Fahrzeuge an, mitgenommen zu werden nach Richtung Stalingrad. Stalingrad war jetzt das rettende Lösungswort; es verhielt ein Dach über dem Kopf, vielleicht auch Wärme und Stillung des äußersten Hungers. Ich hielt. 10 bis 12 Verwundete hatten im Wagen, auf den Trittbrettern und Kotflügeln Platz. Ich setzte mich vorn auf den Kühler, dann fuhr der Wagen 15 langsam ostwärts. Im Feldlazarett Gumrak lieferte ich sie ab. Ich stellte mir vor, daß es dem Ganzen durchaus nicht undienlich sein würde, wenn zum Beispiel der Chef des Generalstabes derartige erschütternde Bilder sehen würde. Es würde wirklichkeitsnaher befohlen werden. . . .

Der Chef hatte mit der Beurteilung der Feindabsichten recht behalten, nur hinsichtlich des Angriffsbeginns hatte er sich geirrt. Der Sprung an unsere Gurgel war getan. . . . Die Ereignisse überstürzten sich. Bereits am 12. Januar wurde Pitomnik aufgegeben, ohne ersichtlichen Grund. Beim Verlassen des Flugplatzes spielten sich nicht gerade erhebende Szenen ab, die durch keinen Anlaß gerechtfertigt waren. Denn weit und breit war noch kein Russe zu sehen gewesen. Aber die Luft war von Panikstimmung erfüllt, wie es so ist, wenn kampfungewohntes Bodenpersonal der Luftwaffe oder Angehörige rückwärtiger Dienste in heikle Lagen kommen. Alles stürzt dann in wilder Flucht nach rückwärts, bar jeder inneren Zucht, keinem anderen Gesetz gehorchend als triebhafter Selbsterhaltung. Chaotische Quellen öffnen sich, der Verstand entflieht, die Sucht, das eigene Leben in Sicherheit zu bringen, herrscht hemmungslos; jede vernünftige Regung wird von Furcht niedergeknüppelt und wer sich entgegenzustellen versucht, wird entweder mitgerissen oder zu Boden getrampelt. – Der Chef tobte, er führte wütende Ferngespräche. Der Flugplatz wurde wieder besetzt.

Es konnte nun kein Zweifel mehr sein, daß wir verloren waren. Allmählich wurden wir langsam begraben. Der Sargdeckel klappte über uns zu. Ich suchte den Kommandierenden General des XI. A.K., General der Infanterie Strecker, auf, einen alten Bekannten aus Friedenszeiten, dem ich sehr zugetan war. Er wurde von der Truppe vergöttert, denn er hatte eine besondere Art, mit der Mannschaft umzugehen. Sein Gefechtsstand lag jetzt südlich Gontschara. Der General befand sich im Bunker seines Stabschefs, Oberst i. Gst. Großcurth, der schon im Frieden zu den führenden Männern der deutschen Widerstandsbewegung gehörte. Strecker nahm mich mit in seinen eigenen Bunker hinüber. «Nun, was ist?» – «Finis Germaniae, Herr General». . . «Was tun Sie, wenn es soweit ist?» – «Das läßt sich jetzt schlecht sagen, Herr General, wahrscheinlich werde ich mich erschießen». «Ich habe die gleiche Absicht, wenn es die Umstände zulassen. Aber Sie wissen es doch, der Oberbefehlshaber hat es uns verboten.» – «Ja, ich weiß es, Herr General, aber in einer solchen Lage wie der unseren kann es der O.B. gar nicht verbieten.» – «Glauben Sie, daß es nun so weitergeht, bis wir nicht mehr können?» – «Ich glaube es, wenn nicht ein großer und sehr einschneidender Entschluß gefaßt wird, ein Entschluß, der den Auffassungen gänzlich abgewandt ist, in denen wir groß geworden sind. Außergewöhnliche Lagen sind nur mit außergewöhnlichen Mitteln zu meistern. Und wir befinden uns hier in einer Lage, wie sie in der ganzen Kriegsgeschichte der Welt bisher ohne Beispiel ist». – Der General nickt unmerklich: «Es ist schwer, diese Verantwortung zu übernehmen. Erkenntnis und Pflicht stehen hier in hartem Widerstreit. Bedenken Sie, daß Sie einer Armee die Lebensgrundlage entziehen, wenn Sie dem unbedingten Gehorsam Konzessionen machen wollen. Aber Sie haben recht, zugleich fühle ich, daß wir hier nicht mehr gehorchen dürften. . .»

Aus den Lageberichten, die uns die Heeresgruppe funkte, ersahen wir, daß die *deutsche Front* durch die russische Offensive etwa 350 Kilometer von uns abgerückt war. Für die Luftversorgung ergaben sich daraus einschneidende Maßnahmen: Die wenigen Flugzeuge, die noch den Weg zu uns fanden, mußten ohne Jagdschutz fliegen, da die Jäger derartige Entfernungen mit ihrem Tankvorrat nicht mehr überbrücken konnten. Umsomehr wurden die schutzlosen Transporter eine Beute der russischen Jäger, umso geringer wurde ihre Zahl. 350 Kilometer. . . wir waren wie eine Insel inmitten einer brandenden Sturmflut, deren Wogen uns auf immer engeren Raum zusammendrängten.

Grenzen zwischen uns fielen, Rangunterschiede wurden unwesentlich, wir rückten eng zusammen, die innere Tuchfühlung wuchs. Trotzdem mehrten sich die Zeichen seelischer Anfechtung. Manch einer von

uns gab den inneren Widerstand auf; er saß teilnahmslos in irgendeiner Bunkerecke und beteiligte sich nicht mehr an Gespräch und Unterhaltung, hielt den Kopf tief gebückt in beide Arme gestützt und stierte vor sich hin. Die ersten Selbstmorde geschahen. Das furchtbare Schicksal, das unabwendbar näher kam, hing sich wie mit Zentnergewichten an uns. Wir konnten uns ausrechnen, wann «es» soweit war. . . . Auch Adam hatte seinen bislang gewährten Optimismus beiseite gelegt, er sprühte vor Verachtung gegen den Dilettanten von Angerburg. «Ich sage Dir, 150 000 sind wir jetzt noch, aber diese 150 000 sind oder werden alle Hochverräter». – «Hochverräter ist ja nun gerade einem Menschen gegenüber, der den Weg des Verbrechens geht, nicht der richtige Ausdruck, aber Du mußt es doch nun als Adjutant dem O.B. beibringen, es muß doch was geschehen». Dasselbe etwa sagt van Hofen zu mir: «Ich kenne ihn noch nicht so, aber Sie haben doch sein Vertrauen, sagen Sie es doch ihm, daß alle klar denkenden Köpfe nur den einen Ausweg sehen, die Kapitulation». . . . Ich ging zu ihm, seine Augen lagen tief in den Höhlen. Ich zögerte zunächst, dann sagte ich es ihm. Als er mit wenigen Worten ablehnte, schwieg ich und ging. . . .

Dann und wann startete von Gumrak ein Kurierflugzeug, das auch Post mitnahm. Wir packten unsere Trauringe und sonstige Wertsachen ein und gaben sie im «Hauptbüro» ab. – Am 16. Januar mußte das A.O.K. seinen Gefechtsstand verlegen, die Gegend nordwestlich Gumrak war unhaltbar für uns geworden. Wir wichen auf den bisherigen Gefechtsstand der 71. Division (Generallt. v. Hartmann) aus, deren Bunker in einer Balka südwestlich Stalingrad lagen. In ihnen klemmten wir uns, so gut es ging, zusammen. Die Division verlegte nach Stalingrad selbst.

(Schluß folgt)

Kampf eines Bataillons im Kessel von Stalingrad

Der nachfolgende Bericht eines deutschen Bataillonskommandanten ergänzt im taktischen Rahmen die Darstellung über den operativen Einsatz der 6. deutschen Armee von Oberst Selle und zeigt sehr eindrucksvoll, vor welchen Schwierigkeiten die untere Führung in der Kesselschlacht stand.

Red.

Mitte November 1942 war das II. Bataillon des Gren.Rgt. 132 auf den westlichen Uferhöhen des Don bei Ssirotinskaja zur Verteidigung eingesetzt. Die Kampfstärke der drei Grenadierkompagnien betrug je etwa 50–60 Mann, die der schweren Kompagnie etwa 90–100 Mann. Ausbildungsstand und Kampfmoral der bereits seit dem Beginn des Ostfeldzuges eingesetzten Truppe konnten als sehr gut bezeichnet werden. Am